

Mehr Phantasie bei Kooperationen

Vernetzung statt Versäulung: Die außeruniversitäre Forschung als starker Partner

Jürgen Mlynek

Historisch bedingt steht das deutsche Forschungssystem auf vielen Pfeilern. Die öffentlichen Mittel für die Forschung verteilen sich dabei in etwa hälftig auf Universitäten und außeruniversitäre Einrichtungen. Die Universitäten bilden – gemäß der Einheit von Forschung und Lehre – die Studierenden aus und forschen daneben auf hohem Niveau. Darüber hinaus besitzen sie das alleinige Promotionsrecht. Die außeruniversitären Einrichtungen sind nur der Forschung verpflichtet. Sie sind dabei einerseits auf qualifizierten wissenschaftlichen Nachwuchs aus den Universitäten angewiesen, tragen aber andererseits selbst in erheblichem Maße auf Doktorandenebene und bei den ersten Schritten in die wissenschaftliche Selbstständigkeit zum Nachwuchs bei. Soweit zur groben Aufgabenteilung.

Daraus folgt unmittelbar, wo sich die Interessen überlappen: bei der Ausbildung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und bei der Bildung von Forschungsschwerpunkten. Als Folge dieses Überlapps sind an vielen Orten gemeinsame Graduiertenschulen für die strukturierte Doktorandenausbildung sowie Forschungscluster entstanden. Das überrascht nicht, denn räumliche und kulturelle Nähe („Proximität und Affinität“) waren schon immer die Grundlage für *Win-Win*-Situations. Diese Entwicklung hat durch die ersten Säulen der Exzellenzinitiative und die damit verbundenen finanziellen Anreize zusätzlichen Schwung erhalten.

Das ist sehr gut, aber nicht neu. Reicht dies, um die internationale Wettbewerbsfähigkeit des deutschen Forschungssystems sicher zu stellen? Brauchen wir vielleicht doch radikale Veränderungen im Hinblick auf mehr internationale Wahrnehmung?

Als extremes Modell grundsätzlich denkbar wäre die Integration der außeruniversitären Forschung in die Universitäten, um ihre Unterfinanzierung zu mindern und ihre kritische Masse und Qualität zu steigern. Wunschtraum vieler Universitätsvertreter wäre die Etablierung deutscher Institute nach dem Vorbild des MIT. Das andere Extrem wäre der Ausbau der außeruniversitären Forschungseinrichtungen zu thematisch fokussierten Forschungsuniversitäten mit eigenem Doktorandenprogramm und Promotionsrecht wie die Rockefeller Universität in New York, der Wunschtraum mancher außeruniversitärer Forscher.

Beide Modelle haben Vor- und Nachteile. Der deutsche Förderalismus ist allerdings ein nahezu unüberwindliches Hindernis bei Veränderungen von Zuständigkeiten und Finanzströmen zwischen Bund und Ländern. Wie wäre es also mit Evolution statt Revolution im deutschen Wissenschaftssystem?

Unumstritten ist sicherlich, dass wir weitergehende Kooperationsformen als bisher benötigen, um das Potenzial im deutschen Wissenschaftssystem auszuschöpfen. Damit meine ich Kooperationen zwischen Universitäten, zwischen Universitäten und außeruniversitären Einrichtungen und zwischen außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Von zentraler Bedeutung ist für mich in diesem Zusammenhang der Begriff der „Strategischen Partnerschaft neuer Qualität“.

Hiermit meine ich eine langfristig angelegte Zusammenarbeit auf ausgewählten Forschungsgebieten, berechenbar und belastbar, mit gemeinsamen Ressourceneinsatz. Dazu gehören auch aufeinander abgestimmte Struktur- und Entwicklungspläne, eine klare Lenkungsstruktur („Governance“) und



Prof. Dr. Jürgen Mlynek ist seit 2005 Präsident der Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren. Zuvor war er fünf Jahre lang Präsident der Humboldt-Universität Berlin und Physik-Professor an der Universität Konstanz.

größtmögliche unternehmerische Freiheiten, gegebenenfalls auch in einer neuen gemeinsam getragenen Organisationsform. Eine Fusion von Einrichtungen und institutionelle Neuordnungen sollten zwar längerfristig nicht ausgeschlossen werden, würden aber kurzfristig nur zu erheblichen Friktionen und damit nicht zu mehr Effizienz und Effektivität führen. Mir geht es primär um die Fusion von Expertise.

In Bezug auf die Helmholtz-Gemeinschaft zeichnen sich solche strategischen Partnerschaften an mehreren Orten ab. Das bekannteste Beispiel ist sicherlich Karlsruhe, wo das Helmholtz-Forschungszentrum und die Universität auf ausgewählten Gebieten wie Nanomaterialien, Energieforschung und wissenschaftliches Rechnen im Rahmen des Karlsruhe Institute of Technology (KIT) enger kooperieren wollen. Ein weiteres Beispiel ist die German Research School for Simulation Science, die gerade zwischen dem Helmholtz-Forschungszentrum in Jülich und der RWTH Aachen gegründet worden ist.

Dies sind vielversprechende Anfänge, weitere strategische Partnerschaften werden folgen, an denen sich alle Pfeiler des deutschen Forschungssystems beteiligen werden. Was wir dazu brauchen sind Phantasie und Mut, aber auch einen klaren Blick für das Machbare.